Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 63 (1983)
Heft: 1

Rubrik: Blickpunkte

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Preisüberwachung – was nun?

Der Bundesrat hat sich mit bemerkenswerter Promptheit in das Geschäft der Etablierung einer Preisüberwachung gestürzt. Zwei Entscheide sind offenbar schon gefällt:

– Es soll keine «anonyme» Preisüberwachungsamtsstelle geschaffen werden. Vielmehr muss eine «hervorragende Persönlichkeit» gefunden werden, die über den Parteien schwebt, die bereit ist, die Klagemauerfunktion zu übernehmen, von der eine vertrauenserweckende Verbindlichkeit ausgeht und die zugleich Entschlusskraft mit konsumentenfreundlicher Grundstimmung besitzt. Gibt es eine solche Persönlichkeit? Kein Zweifel, dass Zeitgenossen zu finden sein werden, die sich dies alles zutrauen, denn als Prämie für solches Tun winkt *Popularität* – und das können Politiker allemal gebrauchen. Möglicherweise geht jedoch diese Rechnung nicht mehr so spielend auf wie in der Vergangenheit, weil eine wettbewerbspolitisch begründete Preisüberwachung andere Voraussetzungen antrifft als die «alte» Preisüberwachungsvariante.

– Der neue Preisüberwacher soll sodann seine Aktivitäten nicht auf das Kartellgesetz, sondern auf ein noch zu schaffendes *Spezialgesetz* stützen. Es gibt gute Gründe für die Wahl dieses Weges. Selbstverständlich wird es unausweichlich sein, dass zwischen der Preisüberwachung und der Kartellkommission bzw. ihrem Sekretariat eine enge Zusammenarbeit hergestellt wird.

Der Bundesrat geht bei dieser Konzeption von der sicherlich richtigen Annahme aus, dass der neue Preisüberwacher in die Lage gesetzt werden sollte, *rasche* Entscheide zu fällen. Das ist in weiten Volkskreisen wohl auch die Erwartung. Das Spektakel darf nicht gemächlich ablaufen. Die Preisüberwachung lebt, ohne Rücksicht auf die damit verbundenen wirtschaftlichen Verluste, von der *vordergründigen Aktion*. Das tun übrigens über weite Strecken auch die Konsumentenschutzorganisationen. Insofern besteht keine überraschende Parallelität. Die Kartellkommission ist für solche Feuerwehrübungen weder ausgerüstet noch geeignet. Erstens sind ihre Kapazitäten deshalb, weil sie eine Milizbehörde ist, limitiert. Und an diesem Zustand sollte – kurzsichtigerweise, wie sich nun herausgestellt hat – durch die Gesetzesrevision nichts geändert werden. Man nennt das «gedämpfte Wettbewerbspolitik» mit Hilfe von Kapazitätsbeschränkungen. Und zweitens betrachtet es die Kartellkommission als ihre Pflicht, die ihr zugespielten Fälle sorgfältig und gründlich abzuklären, was bekanntlich zeitraubend ist.

Diese Ausgangslage hat nun allerdings auch *technische* Konsequenzen. Der Preisüberwacher hat nämlich nicht nur die wenig dankbare Aufgabe, vorerst einmal abzuklären, ob

ein Unternehmen, das in sein Schussfeld gerät, Marktmacht besitzt, sondern er sollte sich weiter ein Urteil darüber bilden, ob die praktizierte Preispolitik als missbräuchlich zu qualifizieren ist. Wollte er nach den Regeln der nationalökonomischen Kunst vorgehen, so müsste er sich unter Einsatz von eher komplizierten und aufwendigen Methoden (Vergleichsmarkttests) eine Meinung darüber bilden, wo der Preis wäre, wenn keine Marktmacht bestünde. Rasche Entscheide sind bei diesem – korrekten – Vorgehen dann allerdings nicht mehr drin. Diesen Pfad wird der Preisüberwacher deshalb kaum bewandern können. Er wird vielmehr gezwungen sein, zur nationalökonomischen *Holzhammermethode* zu greifen, nämlich jener der *Kostenpreise*. Kostenpreise sind indessen in einem marktwirtschaftlichen System untauglich. Er muss sich somit auf systemfremdem Boden bewegen – was ihm bei ausreichender politischer Robustheit möglicherweise nicht allzu viel ausmacht, der Wirtschaft aber kaum förderlich ist.

Dies alles hätte übrigens mit hoher Wahrscheinlichkeit verhindert werden können, wenn jenen Kreisen, die sonst nicht müde werden, die Segnungen der Marktwirtschaft zu preisen, die Gnade widerfahren wäre, im Geschäft der Kartellgesetzrevision etwas weitsichtiger zu agieren. Schon Eucken hat festgestellt, dass der Zerfall von Ordnungen mit dem Verstoss gegen ihre Spielregeln beginnt. Das Seilziehen um die Kartellgesetzrevision liefert dazu ein Beispiel.

Willy Linder

Das Sowjetimperium – Zerfall oder Bewahrung?

Leszek Kolakowski hat mit historischen Analogien eine Perspektive formuliert, derzufolge sich das sowjetische imperiale System von den Rändern und nicht vom Zentrum her lockern und schliesslich auflösen werde, weil die «Dissidenz» ganzer Völker neue Verhältnisse schaffe, die die aufgezwungenen offiziellen Institutionen weniger konfrontieren als unterlaufen und aushöhlen.

Die Teilnahme an zwei Kolloquien in Paris – einem zwischen deutschen und französischen Historikern, Politikern, Publizisten, das unser Mitarbeiter Pierre Hassner geleitet hat, und einem zwischen Polen und Franzosen in der Bibliothèque polonaise (auf der Ile Saint Louis), die seit anderthalb Jahrhunderten den Polen ein Ort der Begegnung wie des Studiums ist – regte zu Überlegungen an, die sich sowohl auf das dort Diskutierte wie auf das «Ausgesparte» beziehen.

Es gibt, so scheint mir, zwei Arten, die Stellung der Sowjetunion hinsichtlich ihrer Satelliten und ihres ganzen Vorfeldes zu sehen. In Hinsicht auf das Ziel: zunehmende Selbstbestimmung von Völkern ist die eine pessimistisch, die andere optimistisch. So, wie sie hier ausgedrückt werden, ist es eher Gedankenexperiment als objektive Darstellung.

Die optimistische Variante

In Jugoslawien und in der Folge in Albanien, in China haben sich geschlossene kommunistische Herrschaftssysteme von Moskau abgelöst, um einer Fremdherrschaft und einer extremen politisch-wirtschaftlichen Abhängigkeit zu entgehen; bei Kommunisten darf die nationale Komponente der Selbstbestimmung nicht unterschätzt werden, wie immerhin auch die Sorge der Führung um persönliche Sicherheit – man denke an die Verurteilung in Schauprozessen und die Hinrichtung von Parteiführern, denen Stalin misstraute, in Bulgarien, Ungarn, der Tschechoslowakei.

In *Ungarn* waren es nicht nur die Parteiführer, die ihr System aufrechterhielten, aber sich Moskaus Diktat entzogen, sondern es entstand eine patriotische Massenbewegung, die zwar von angeseheneren Kommunisten wie Imre Nagy geführt wurde, aber spontan war, und die sich im Fall des Sieges Ungarn unfehlbar zu einem Mehrparteienstaat entwickelt hätte, in dem die bis dahin allein herrschenden Kommunisten eine der kleinsten Parteien gewesen wäre. Das Modell Österreich entsprach den damaligen Hoffnungen.

In der *Tschechoslowakei* ging die intellektuelle Rechenschaft und zugleich das künstlerische Erwachen tiefer; die Auswirkung in anderen slawischen Ländern bis nach Moskau hin war spürbar, sowohl durch die Sprache wie durch die universalistischen Ideen. Zwar blieben die Arbeiter passiver als in Ungarn, aber die Systemkritik einer ganzen Intelligenz ging tiefer.

In *Polen* gab es 1980 kein Vertrauen zu einem Nagy oder Dubček, einem liberaleren, nationaleren Kommunistenführer, sondern eine Bereitschaft, die Parteiführung illusionslos so zu nehmen, wie sie war, und Organisationen der Selbstverwaltung zu schaffen, die der Parteiherrschaft ganze Sektoren der Gesellschaft entzogen – also ein «historischer Kompromiss» zwischen Staat und Gesellschaft. Dabei wurde allerdings klar, dass der Staat selber eine sowjetische Pfropfung war und die Gesellschaft ihn duldete, aber die vorgegebene totalitäre Identität Staat–Gesellschaft stillschweigend beiseiteschob. Diese sollte als Fassade bleiben, um die Sowjetführung nicht herauszufordern.

Es war also eine jeweils tiefere, umfassendere «Dissidenz» einer jeweils artikulierteren, vielstimmigeren Gesellschaft, eine ständige Vertiefung und Ausweitung jenes «rejet» des kommunistischen Systems – vielen westlichen linken Intellektuellen war das eine zunächst verdächtige, schliesslich aber anerkannte Neuheit.

Noch jetzt meinen Polen, die die Entwicklung realistisch verfolgen, dass in ihrem Land die Wiederherstellung eines totalitären Systems nicht mehr möglich sei. Zu diesem System gehörte eine Schicht überzeugter Kommunisten; die aber ist in Polen vollständig verschwunden.

Die pessimistische Variante

Als *Tito* es wagte, Stalin herauszufordern und Jugoslawien – bis dahin Sitz des Kominform – zur Selbständigkeit zu führen, gelang ihm das tollkühne Unternehmen. Das internationale Kräfteverhältnis, die Engagiert-

heit und auch die Unberechenbarkeit des amerikanischen Präsidenten liess den vergötterten Generalsekretär zurückweichen. In der Folge musste auch der Abfall Albaniens ertragen werden, den Chruschtschews Versöhnung mit Tito irreversibel machte.

1956 beim *ungarischen Aufstand* war das internationale Klima verändert; die Sorge der USA, die Engländer und Franzosen vom «letzten Imperialkrieg», demjenigen gegen Ägypten, abzudrängen, erlaubte nicht, sich auf Ungarn zu konzentrieren. Die «roll-back»-Parole des Staatssekretärs John Foster Dulles erwies sich als blosse Rhetorik. In Ungarn hatten die Sowjets noch kämpfen müssen, es floss viel Blut, ungarische Kommunisten und Militärs wurden hingerichtet.

1968 war die Intervention in der *Tschechoslowakei* keine rein sowjetische Angelegenheit, sondern eine «Reichsexekution», an der die europäischen Satelliten mit Ausnahme Rumäniens sich mitbeteiligten, auch die DDR, deren Truppen besonders üble Erinnerungen weckten. Es genügte aber, die Panzer in Stellung zu bringen. Die seit vierzehn Jahren ungebrochene «Normalisierung» der Tschechoslowakei gelang ohne Krieg; ein jahrelanges Terrorregime wie in Ungarn mit Hinrichtungen erwies sich als unnötig. Husak mag sich, wenn sich einmal die Dinge wenden sollten, darauf berufen, dass die Repression nicht bis zum Blutvergiessen eskalierte.

Der Staatsstreich in *Polen* des Armee- und Parteiführers Jaruzelski vom 13. Dezember 1981 erreichte eine begrenzte, aber doch im ganzen erstaunlich effiziente «Normalisierung». Die wichtigsten – wenngleich nicht alle – Ziele der Sowjetführung wurden diesmal ohne Okkupationstruppen verwirklicht. Die Polen, die jetzt in Paris zusammenkamen, gaben zu, dass sie mit eben dieser Möglichkeit nicht gerechnet hatten.

Darf man von einer zunehmenden Verfeinerung der Methoden, einer jeweils weniger kostspieligen «Normalisierung» im Sinn des sowjetischen Imperiums sprechen? Vom nicht verhinderten Abfall Titos zur «Selbstokkupation» Polens hat die Behauptung der Hegemonialmacht Fortschritte gemacht. Die Änderung des internationalen Klimas – nach der Besetzung der Tschechoslowakei begann die Entspannungsära – und des Machtverhältnisses zwischen der Sowjetunion und dem Westen hat in dieser Entwicklung vermutlich die entscheidende Rolle gespielt. Ein Wandel der imperialen Herrschaft der Sowjetunion ohne Änderung dieses Klimas und dieses Machtverhältnisses ist heute schwerlich zu erwarten.

Fazit: Die Dissidenz an den europäischen Rändern wurde immer tiefer, zugleich aber wurden die Mittel, ihrer Herr zu werden, immer differenzierter. Die Volksbewegungen selber haben eine Schwäche des Systems offenbart, ihre Unterdrückung aber seine Stärke.

Wer in diesen beiden Deutungen, der optimistischen wie der pessimistischen, etwas Zutreffendes sieht, wird nach ihrer Konfrontierung mit Spekulationen über die «abbröckelnden Ränder» des letzten grossen Imperiums mindestens vorsichtig umgehen.

François Bondy

Spass am Lesen und Familiensilber

An verdienstvollen Aktivitäten, die zum Ziel haben, die Sprache selbst und die durch Sprache vermittelte Kultur zu pflegen, fehlt es nicht. Doch erwecken Beobachtungen und Vorkommnisse fast täglich den Eindruck, der gute, ja auch nur der korrekte Umgang mit der Sprache sei gefährdet. Die dafür die Verantwortung tragen, sucht man in der Regel kaum in der Schule, merkwürdigerweise auch nicht bei Politikern und Beamten; man sucht sie bei den Journalisten, besonders bei den Redaktoren und Mitarbeitern der Boulevardpresse, und man sucht sie bei den Moderatoren der elektronischen Medien. Aber es könnte sein, dass sie die Opfer und nicht die Verursacher sind. Wenn sie gehört und gelesen werden wollen, müssen sie sich im Sprechen und Schreiben ihren Hörern und Lesern anpassen. Ansprüche zu stellen, einen vielschichtigen Sachverhalt vielschichtig und daher gedanklich und sprachlich eben nicht grob vereinfacht darzustellen, hat Publikumsverlust zur Folge, Schrumpfen der Auflage und Absinken der Einschaltquote. Die Einsicht, dass man sich manchen Gegenständen nicht ohne Anstrengung nähern kann, ist so verbreitet nicht wie in früheren Zeiten.

Als eine Gruppe von Kritikern und Literaturhistorikern in einer grossen Wochenzeitung die *«100 Bücher der Weltliteratur»* vorstellten, wollten sie einen Beitrag zur Hebung der literarischen Kultur leisten. Interessenten sollten ermuntert werden, die grossen Werke der Überlieferung zu lesen, und damit ihnen dabei jede nötige Hilfe zuteil werde, schrieben die Mitglieder der Gruppe ihre Kommentare und publizierten sie in der Zeitung. Nicht zuletzt aber dachten sie bei ihren Bestrebungen an junge Leser, und um zu erfahren, wie ihre Initiative bei ihnen angekommen sei, stellten sie sich einem Gespräch. Das Ergebnis ist publiziert worden; es gibt zu denken.

Die jungen Leser gaben zu Protokoll, ihnen sei manches dunkel geblieben, die Kenner hätten für sie zu schwer verständlich, zu wenig mit Rücksicht auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten eines Schülers geschrieben. Doch keiner war unter den jungen Leuten, der den Versuch gemacht hätte, das Schwerverständliche oder Komplizierte im Gespräch mit den Verfassern zu klären. Vielleicht hatten sich die ja wirklich etwas anspruchsvoll ausgedrückt. Vielleicht hatten sie zuviel vorausgesetzt. Dann hätte man das ja feststellen und dem Verständnis durch Erläuterung nachhelfen können. Allein, die selbstsicheren jungen Leute erklärten, Lesen müsse für sie ein Spass sein, und wenn es ihnen keinen Spass mache, dann läsen sie eben nicht. Müssten sie sich um ihren Spass nicht ein wenig bemühen? Ein Zeichen von kritischer Intelligenz wäre es, konkret und genau nachzufragen, wo etwas unklar geblieben ist. Die allzu starke Vereinfachung in der Darstellung, die sie offenbar erwartet haben, läuft leicht auf eine Verfälschung hinaus. Es ist etwas bequem, zum vornherein abzulehnen, was man nicht auf Anhieb begreift und was also – wie ihre Redensart lautet – *«keinen Spass macht»*. In der Literatur und

im Umgang mit Sprache fängt der Spass gewöhnlich dort an, wo man über die eigenen Grenzen hinausgelangt.

*

Veränderung macht nicht halt vor dem, was man – etwas unglücklich, wie ich meine – *«das geistige Erbe»* nennt. Der Ausdruck ist allzu feierlich und zudem ein Missverständnis, weil Überlieferung an sich nie Besitz, wohl aber Angebot ist, von dem lebendigen Gebrauch zu machen keinem schadet. Es auszuschlagen, zieht nichts weiter als Verlust an Erfahrung, an Vergleichsmöglichkeiten und damit an Entscheidungshilfen für heute und morgen nach sich. Gerade wer Veränderung anstrebt und auf das Neue hofft, ist schlecht beraten, wenn er meint, das Alte nicht mehr kennen zu müssen. Es gibt eine Art, den zu verhöhnen, der sich um den sorgfältigen Umgang mit den Werken der Tradition bemüht, die mir noch schlimmer vorkommt als der Tatbestand selbst, dass davon kein Gebrauch gemacht wird. Da heisst es denn bald, die Interessen hätten sich eben verlagert, Kultur sei nicht mehr *«veralteten und starren Geschmacksparagraphen»* unterworfen, sondern vom Zwang des *«ewig Gültigen»* glücklicherweise befreit. Die junge Generation sei aus Tradition und Wertvorstellungen der Alten *«emigriert»*. Was sie hinausgetrieben habe, seien die Not und die Ausweglosigkeit ihrer Situation. Literarische Muster, früher vielleicht verehrte Meisterwerke seien da nichts weiter mehr als *«ideologisches Familiensilber»*. Eine Formulierung, die dumm und demagogisch genug ist, Popularität bei denen zu erlangen, die keinen Begriff davon haben, was bedeutende Autoren der Vergangenheit geschaffen haben: *«Familiensilber»*, Gerümpel wohl, aus der Mode gekommene Gerätschaften, die man heutzutage nicht mehr brauchen kann?

Man macht sich's zu leicht, mit dem in Anführungszeichen gesetzten *«ewig Gültigen»* den Widerstand wegzuräumen, den das tief und gründlich Gedachte und das dauerhaft Geformte dem Flüchtigen, Ungenauen und oft auch Unredlichen entgegensetzt. Nicht darum geht es ja, Popanzen zu zelebrieren. Die Naturwissenschaften verlangen auch nicht die Kenntnis der Forschungsgeschichte oder die Verehrung grosser Männer, nur die Kenntnis ihrer Methoden, die Strenge ihrer Arbeitsweise und freilich auch das Wissen, das sie gesichert haben.

*

Sprachverfall und Verschwommenheiten sind schon auch bei Journalisten und Moderatoren anzutreffen. Der Mann, der kürzlich einen Nationalrat über seine üblen Erfahrungen mit der *«Bewegung»* und über seine trotzdem positive Einstellung zum Amnestiebegehren zugunsten derjenigen befragt hat, die sich anlässlich der Jugendunruhen strafbar gemacht haben, sprach – ohne mit der Wimper zu zucken – von den *«Betroffenen»* und meinte damit nicht etwa die Geschädigten, sondern die Randalierer. Der Trick mit Sprache ist in diesem Fall möglicherweise sogar beabsichtigt, ein professioneller Trick also. Wer übrigens glaubt, man könne zum Beispiel im *«Blick»* die Fehler anstreichen und daran demonstrieren,

worin sich korrekte von unkorrekter Sprache unterscheide, täuscht sich. Denn die Sprache des *«Blick»* ist zwar einfach, aber kaum falsch oder schlampig. Da trifft man Stilschlampereien und Sprachdummheiten heutzutage schon eher in Texten an, in denen man sie nicht vermutet hätte: in einem Programmzettel des Stadttheaters zum Beispiel oder in einer vielbeachteten Neuerscheinung aus einem der bedeutendsten Verlagshäuser. Wer die Werke der Väter als «Familiensilber» auf den Dachboden verbannt und nur noch zu lesen vermag, was ihm Spass macht, bezahlt seine törichte Überheblichkeit mit einem Verlust an Ausdrucksfähigkeit.

Wer nachlässig schreibe, sagt Schopenhauer, der lege dadurch das Bekenntnis ab, dass er selber seinen Gedanken keinen grossen Wert beilege.

Anton Krättli

Der Anthropologe befindet sich immer noch in der Lage eines Diderot, der Rousseau falsche Prinzipien und richtige Konsequenzen, Helvétius richtige Prinzipien und falsche Konsequenzen vorwarf, ohne doch selbst in der Lage zu sein, aus richtigen Prinzipien richtige Konsequenzen zu ziehen.

Wolf Lepenies, in: «Merkur» 334, März 1976

Behälter kaufen...

eine Bagatelle denkt man, solange man nichts Bestimmtes sucht.
Spätestens dann lernt man ein System schätzen:

RAKO-System

Bezugsquellennachweis:
GEORG UTZ AG 5620 BREMGARTEN 057 31 12 20